Es geistert in Biskra.

Groteske von Jo Hans Rösler.

Wimmer aus Wurzen war ein kleiner Globetrotter. Wenigstens das, was man in Wurzen als einen Globetrotter bezeichnete. Denn abgesehen von seinen fast monatlichen Fahrten nach dem benachbarten Leipzig leistete sich Wimmer jedes Jahr eine größere Reise. So hatte er schon den Spreewald gesehen, die sächsische Schweiz, auch Prag und Wien, nach Paris wäre er beinahe auch einmal gefahren. Alles dies gab ihm in Wurzen den Ruf eines weitgereisten Mannes, und in seinem Hause lagen die Ansichtspostkarten, die er von unterwegs geschrieben hatte, nur so herum.

Nun wuchs aber in Wurzen eine neue Generation heran, der das Reisen eine Selbstverständlichkeit war. Schon drohte Wimmers Ruhm zu verblassen, daher entschloß er sich, einmal etwas wirklich Großes zu unternehmen. Und er fuhr am 28. Juni des Jahres 1929 über Leipzig und Halle nach Tunis.

In Tunis angekommen, besah sich Wimmer zunächst die Gegend. Und schon hatte sich neben ihm ein Fremdenführer eingefunden, der in Wimmer den wilden Sachsen erkannte und ihn fragte: „Verzeihung, mein Herr, haben Sie auch schon etwas von dem verzauberten Haus bei Biskra gehört?“

„Nein. Noch nicht. Was ist denn dort los?“

„Oh — sehr viel — Gespenster — Geräusche — Geister!“

„Was? Da geistert es?“

„Und ob. Noch keiner hat es dort eine Nacht ausgehalten. Wenn Sie wollen, führe ich Sie hin. Paßt es Ihnen morgen?“

„Morgen schon?“ wurde jetzt Wimmer die Sache mulmig. Er hätte am liebsten darauf verzichtet, aber der Führer schien ein besserer Herr zu sein, und Wimmer genierte sich vor ihm. Also entschloß er sich, ein heiseres Ja zu nicken.

Einsam lag das Haus in der Wüste.

Die Tür kreischte in den verrosteten Angeln, als Wimmer sie aufstieß. „Ist jemand hier?“ rief er hinein.

Keine Antwort.

Wimmer sah sich noch einmal um. Von weitem erkannte er den Führer, der ihn nach hier gebracht hatte und der jetzt auf seinem Kamel zurück ritt.

Dann trat Wimmer in das Haus.

Es bestand aus nur einem Raum. In der Mitte war ein Tisch, einige dreibeinige Schemel umgaben ihn, an der Wand stand ein breites Bett mit einem Himmel aus geschnitztem braunen Holz darüber. Rechts ein Kamin. Die Luft war feucht, schmeckte nach Moder.

Eben noch lag Sonne über der Wüste, aber plötzlich zogen graue Schatten hoch. In wenigen Minuten war alles in Dunkel gehüllt. Wimmer nahm eine Kerze aus seinem Koffer und steckte sie an. Dann sah er auf die Uhr.

„Halb acht“, erwog er, „bis morgen früh ist es eine lange Zeit. Aber ich glaube nicht an den ganzen Schwindel. Schließlich ist Biskra nur zwanzig Minuten entfernt, und dort fährt die Eisenbahn. Außerdem habe ich meinen Revolver mit, und in Wurzen werden sie staunen.“

Er setzte sich auf einen der niederen Schemel und brannte sich eine Zigarre an, wozu er sich der Kerze bediente. Er nahm sie vom Tisch, führte . . . „Wer ist da?“ sprang er auf.

Es hatte jemand die Kerze ausgelöscht. Ganz deutlich hatte er es gespürt. Ein kurzes, feuchtes Blasen hinter ihm. Er suchte nach Streichhölzern. Stieß an den Tisch. Der Tisch fiel polternd um. Endlich fand er die Hölzer in seiner Tasche und brannte die Kerze wieder an.

Niemand war im Raum. Alles wie zuvor.

Nur den Stuhl, auf dem er soeben noch gesessen hatte, stellte er nicht mehr.

„Nanu?“ wollte Wimmer zur Türe.

Entsetzt prallte er zurück. Um die Türklinge wand sich eine dicke, gelbe Schlange, drei Meter lang, und zischte ihn an.

Wimmer zitterten die Knie. Willenlos sank er auf das Bett. Ein unheimliches Angstgefühl überkam ihn.

„Zu Hilfe!“ sprang er bleich auf. „Die Decke kommt!“

Der Himmel des Bettes hatte sich lautlos gesenkt. Mit unheimlicher Gleichmäßigkeit ging er tiefer. Nur noch einen Meter war er über dem Bett, jetzt nur einen halben, jetzt — — Da blieb er stehen. Frei in der Luft. Ein Brett fiel vorn herunter und schloß den Raum zwischen Decke und Bett.

„Wie ein Sarg“, schauderte Wimmer, „wie ein Sarg“.

Auf dem Deckel saß eine graue, große Eule und blinkerte Wimmer an. Schloß das rechte Auge. Dann das linke. Dann wieder das rechte — das linke — das rechte — immer wieder — ganz gleichmäßig. Plötzlich ließ sie ihren kinderschreigleichen Ruf ertönen.

Wimmer wußte in seiner Angst nicht mehr, was er tat. Er riß seinen Browning aus der Tasche und feuerte dreimal blind auf das Tier.

Er traf. Der Vogel flatterte hoch. Riß die Flügel auseinander. Blind in seinem Schmerz fuhr er an der Decke des Zimmers auf und ab. Dann sank er zu Boden. Tot. Aber der Schuß hatte Unruhe in das Haus gebracht.

Ueberall raschelte es. Lief rechts, lief links durch die Wände. Eine Ratte verschwand im Kamin. Außerdem — Wimmer hörte es immer deutlicher — setzte ein gleichmäßiges Klopfen ein. Poch-poch-poch-poch! Viermal hintereinander. Dann Stille. Dann wieder. Unheimlich regelmäßig.

Plötzlich begann sich der Himmel des Bettes wieder zu heben. Bis an die Decke. Aber das Bett darunter war verschwunden. An seiner Stelle gähnte ein leeres Loch. Grünes fahles Licht kam von unten. Vorsichtig näherte sich Wimmer. Erhoffter Ausweg, Flucht ins Freie.

Mit einem Schrei sprang er zurück. Ekel würgte ihn.

Vier Leichen sah er am Boden. In einem Keller. Bläulich-bleich. Und graue, gierige Hyänen schnupperten und scharrten an ihnen.

Ein plötzlicher Schlag über ihm. Donnergleich. Vom Dach des Hauses hatte sich ein Stein gelöst. Brach durch die Decke. Fiel auf den Kamin. Durchschlug ihn. Ein wüster Steinhaufen lag, wo vorher der Kamin gewesen.

Aber da — Wimmer traute seinen Augen nicht — lag frei in einer Höhlung der Wand ein großer Klumpen puren Goldes. Gierig griff Wimmer danach. „Die ganze Reise kostet mich jetzt nichts mehr“, konnte er gerade noch denken, aber schon hatte er das Gold berührt, als der ganze Raum rot aufflammte. Trommeln trommelten. Eine Pauke paukte. Und in scharfer Rhythmik ertönte es: „Ich küsse Ihre Hand, Madame — — ich bin ja so galant, Madame — —“

Ohnmächtig brach Wimmer zusammen.

Wimmer erwachte in seinem Hotelzimmer.

„Wieder bei Besinnung?“ stand ein Arzt an seinem Bett. „Sie haben uns ja einen schönen Schrecken eingejagt, als wir Sie in dem Hause ohnmächtig fanden.“

„Man hat mich gefunden?“

„Ja. Vor zwei Tagen. Seitdem lagen Sie in Ohnmacht. Wir fürchteten schon das Schlimmste. Solche Sachen soll man auch in Ihrem Alter nicht machen. Dazu gehören stärkere Nerven.“

„Aber ich habe es doch überstanden“, strahlte jetzt Wimmer stolz, „überstanden wie ein Mann. Wurzen wird Augen machen.“

Da klopfte es an der Tür. Ein Brief wurde abgegeben. „Für mich?“ riß Wimmer staunend den Umschlag auf.

Aber was war das? Unmöglich!

Wimmers Gesicht wurde immer länger. „Nein, so eine Gemeinheit!“ gab er den Brief empört dem Arzt.

„Wußten Sie das nicht?“ — „Keine Ahnung.“

„Aber wie sind Sie denn dann überhaupt in das Haus gekommen?“

„Ein besserer Herr hat es mir geraten.“

„Ein besserer Herr, der seine Provision dafür bekommt, ein Fremdenführer.“

Und Wimmer las enttäuscht nochmals das Schreiben, das er soeben empfangen hatte. „Cook & Son, Fremdenverkehr: Wir gestatten uns, Ihnen anbei die Rechnung für einen Besuch unserer Fremdenattraktion „Das unheimliche Haus“ in Höhe von 200 Frank vorzulegen. Wir mußten Ihnen auch ferner 50 Frank für Beschädigung eines dressierten Uhus in Rechnung stellen, hoffen aber, daß Ihnen der in unserem Etablissement verlebte Abend eine dauernde und angenehme Reiseerinnerung bleiben wird. Empfehlen Sie bitte unser „Unheimliches Haus“ (Geister, Gespenster, Geräusche, Spinnen, Schlangen, der unheimliche Betthimmel, Wachsmarionetten, dressierte Hyänen und Vögel, Wüstensturm, gegen Aufschlag: Vision eines Arabermädchens) Ihren Freunden und Bekannten. Stets gern zu Diensten Cook & Son, Fremdenverkehr.“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

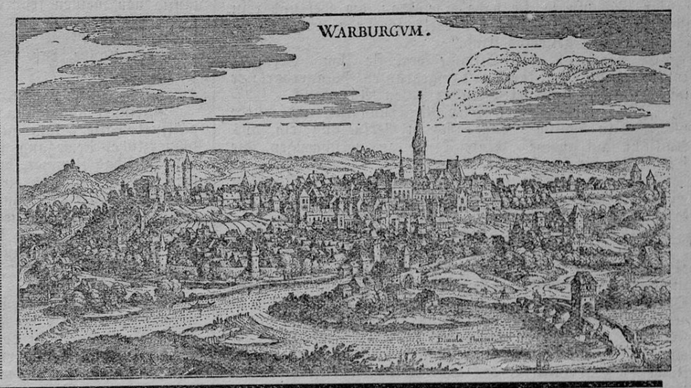
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 62 — 3. August 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

15. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

„Es ist schon lange her — ich war damals ein junger Student. Ein Onkel von mir wohnte dort.“

„Ganz recht. Er wohnt auch heute noch in Nürnberg, Ihr Herr Onkel. Ich habe mit ihm gesprochen.“

„So? Er muß alt geworden sein, seit ich ihn gesehen habe.“

„Aeußerlich ist er freilich ein alter Herr. Schneeweißes, langes Haar und ein Gesicht ganz voll Runzeln. Innerlich ist er aber noch keineswegs alt. Ich habe selten einen älteren Menschen so lebhaft, — ich kann wohl sagen, so grob werden sehen wie ihn.“

Ein ganz leises Lächeln machte Düringers Gesicht für einen kurzen Moment etwas heller.

„So war er immer. Ich habe manches mit ihm ausgestanden.“

„Darf ich fragen aus welcher Veranlassung Sie zu ihm nach Nürnberg kamen?“

„Gewiß. Mein Onkel war das vermögendste Mitglied meiner Familie, — mein Vater dagegen lebte als pensionierter Beamter in bescheidenen Verhältnissen. Als die Zeit herankam, in der ich daran denken mußte, mir einen Lebensberuf zu wählen, erbot sich mein Onkel in unerwarteter Weise, mich studieren zu lassen. Aber es war eine Bedingung daran geknüpft. Als früherer Kaufmann tat er nicht leicht etwas umsonst. Ich mußte nahe bei Nürnberg gelegene Universitäten, München und Erlangen, als Ort für mein Studium wählen — und alle Ferien bei meinem Onkel zubringen. Er war — und ist es vielleicht noch — ein leidenschaftlicher Büchersammler und hatte nach und nach eine ansehnliche Bibliothek zusammengebracht, für die er sogar einen besonderen Flügel an sein Haus hatte anbauen lassen. Der war damals eben fertig geworden, und in der Ferienzeit war es mein Amt, für die Neuordnung und Katalogisierung der Bibliothek zu sorgen.“

„Das hat mir auch Ihr Herr Onkel erzählt — soweit man seine reichlich abgerissenen Aeußerungen als Erzählung bezeichnen will.“

Brennert lachte ein wenig; dann schwieg er und betrachtete seinen rechten Fuß, den er vorgeschoben hatte.

Nach gewohnter Taktik hob er dann plötzlich den Kopf, blickte scharf in Düringers Gesicht und sagte:

„Sie waren dort in Nürnberg in eine Untersuchung verwickelt, Herr Regierungsrat, nicht wahr?“

„Was soll das heißen?“

„Ich möchte Sie bitten, sich nicht aufzuregen. Es hat keinen Zweck und keinen Grund. Sie wissen ja besser als ich, daß die Untersuchung sehr schnell beendet war, weil Ihr Alibi durch Ihres Herrn Onkels Aussage bewiesen werden konnte.“

Sein Schnürstiefel wurde für einen Augenblick wieder Gegenstand seiner Beobachtung; dann begann er von neuem.

„Was uns, die Leute von Polizei und Gericht, bei der Angelegenheit interessiert, ist auch nur, daß eine der von Ihnen vor kurzem gemachten Aussagen durch das, was ich in Nürnberg erfuhr, zu berichtigen ist.“

„Welche?“

„Wissen Sie das nicht selbst, Herr Regierungsrat?“ Ein leiser Hohn war jetzt in Brennerts Worten. „Da muß ich allerdings Ihrem Gedächtnis nachhelfen. Sie sagten, Sie hätten die jetzt ermordete Schauspielerin hier erst kennengelernt. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß das unrichtig war — ich wähle mit Absicht einen sehr milden Ausdruck. Es gäbe für diese Aussage auch einen anderen, weit kräftigeren. Sie kannten und bewunderten die Kunewka bereits damals in Nürnberg. Sonst hätten Sie nicht in eine Untersuchung verwickelt werden können, die den geheimnisvollen Tod eines begünstigten Liebhabers der Schauspielerin zum Gegenstand hatte.“

„Von einer Untersuchung im eigentlichen juristischen Sinne konnte bei der flüchtigen Vernehmung, der ich damals allerdings unterzogen worden bin, kaum die Rede sein. Es handelte sich nur um eine rasch erledigte Widerlegung von grundlosen Klatschereien in der Stadt.“

„Streiten wir nicht um Worte. Begonnen hatte die Untersuchung auf jeden Fall, wenn sie auch schnell wieder abgebrochen werden mußte. Ihr Herr Onkel hat beschworen — zum Schwur ist es gekommen — Sie hätten an dem Abend, als der Bankier Joseph Deininger durch einen Sturz in den Wallgraben seinen Tod fand, Ihres Onkels Haus nicht verlassen. Damit wurden die Aussagen der anderen Zeugen hinfällig, die von Ihnen selbst, Herr Regierungsrat, eifersüchtige, drohende Reden gegen den begünstigten, reicheren Liebhaber der damals noch nicht in glänzenden Verhältnissen befindlichen Kunewka gehört hatten. Das Gericht kam zu der Anschauung, der Tod Herrn Deiningers müsse durch einen Unfall herbeigeführt worden sein, Sie mußten, weil Ihr Alibi beschworen worden war, von jedem Verdacht befreit werden.“

„Nun also?“

„Nun also — das frage ich Sie. Warum haben Sie

vor mir aus all diesen Dingen ein Geheimnis gemacht, rein und fleckenlos, wie Sie daraus hervorgegangen sind?"

Düringer stand langsam auf und stellte sich vor Brennert hin.

„Ich weiß nicht, ob Sie verheiratet sind, Herr Kommissar. Ich bin es, ich habe eine Frau, die edel und rein ist und wenig weiß von der Welt, ich habe ein Kind — ein über alles geliebtes Kind."

Er brach ab, die Stimme versagte ihm. Brennert zupfte den blonden, kaum erst angegrauten Schnurrbart; er überlegte die Antwort offenbar einen Augenblick.

„Ich bin verheiratet, Herr Regierungsrat, und würde vielleicht in ähnlicher Lage auch in Versuchung sein, aus Rücksicht auf meine Frau Dinge zu verschweigen, die schmerzlich für sie sein könnten."

Düringer öffnete die Lippen, als wenn er sprechen wollte, doch kam nur ein ganz leises, mit Gewalt unterdrücktes Stöhnen hervor.

Inzwischen fuhr der Kommissar fort:

„Und nun muß ich Sie fragen, was Ihnen über einen gewissen Ring bekannt ist, der eine wichtige Rolle in dieser Mordsache spielt. Er allein fehlt unter den Sachen der Getöteten, aber zufällig war ihre Jungfer in der Lage, von einer in den Ring eingravierten Inschrift Kenntnis zu geben. Dadurch bin ich auf Nürnberg hingewiesen worden, dadurch ist es mir möglich gewesen, den Juwelier zu ermitteln, der am Schlusse des Jahres . . . diesen Ring auf Bestellung des Herrn Deininger angefertigt hat. Ja, ja, Herr Regierungsrat: aus Ringen werden Ketten! Auch wo solch ein Ring nicht sichtbar und greifbar vorhanden ist — jede von unseren Taten bildet einen Ring in der großen Kette, die wir aus unserem Leben schmieden. Wir meinen manchmal, es hätte nichts mit ihr zu schaffen, was wir Neues tun, aber die vergangenen Taten hängen für immer auch an jedem neuen Glied, das wir hinzufügen — die Kette klirrt und verrät uns, oft gerade dann, wenn wir es am wenigsten erwarten."

„Warum sagen Sie das mir — das alles mir? Ich weiß nichts von diesem Ring. Glauben Sie vielleicht gar, daß ich ihn genommen hätte? Fühlen Sie nicht, wie ganz absurd ein solcher Gedanke wäre? Den Ring zu nehmen, den ein begünstigter Nebenbuhler — denn das war er ja doch nach Ihrem Glauben — vor vielen Jahren einer angeblich von mir geliebten Künstlerin geschenkt hat. Solch eine Kombination grenzt an Wahnsinn, Herr Kommissar!"

Düringer hatte die lange, mühsam bewahrte Selbstbeherrschung völlig verloren. Aber die Blicke Brennerts verrieten, daß gerade das dem Kriminalisten verdächtig war. Seine Stimme wurde noch kälter und ruhiger als bisher.

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrat, ich sprach zuletzt nicht mehr von diesem sichtbaren Ring, sondern von einer unsichtbaren Kette. Sie hängt auch an Ihrem Fuße. Die Gegenwart bekommt unerwartet Licht aus der Vergangenheit. Wir haben bisher immer noch an der Aussage dieser Marie Stubenföhr gezweifelt und an die Möglichkeit einer böswilligen Erfindung oder eines Irrtums geglaubt, wenn sie behauptete, Sie damals am Abend im Hause der Ermordeten gesehen zu haben. Jetzt wissen wir, daß diese Schauspielerin seit vielen Jahren in Ihrem Leben eine bedeutsame, möglicherweise verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Uns fehlte bis dahin das Motiv bei Ihnen für eine verzweifelte Tat. Eine oberflächliche Bekanntschaft, wie sie von Ihnen selbst zugestanden worden, genügte dafür nicht. Jetzt haben wir ein Motiv, mag es nun in eifersüchtiger Leidenschaft oder in Furcht vor Enthüllungen aus der Vergangenheit zu suchen sein. Und", — hier erhob sich der Kommissar, — „weil dadurch die uns gemachten Aussagen auf einmal glaubhaft geworden sind, bin ich gezwungen, Sie auf Anordnung der Staatsanwaltschaft sofort in Haft zu nehmen."

Düringer tat einen Atemzug. Es war fast, als wenn die schreckliche Gewißheit ihm Erleichterung schüfe.

„Sie tun Ihre Pflicht, Herr Kommissar. Daß ich unschuldig bin an dieser schrecklichen Tat, wird sich hoffentlich bald herausstellen. Ihnen machen Unschuldsversicherungen von Angeklagten selbstverständlich wenig Eindruck. Darf ich Abschied nehmen von meiner Frau und meinem Kind?"

„In meiner Gegenwart, gewiß."

„Dann lassen Sie uns gehen." Er wandte sich dem Ausgang zu, blieb aber gleich wieder stehen.

„Ich möchte Sie noch um etwas bitten."

„Sprechen Sie."

„Vorhin sagten Sie, daß Ihnen meine aus Rücksicht auf meine Frau geübte Zurückhaltung in den gemachten Angaben verständlich sei. Darf ich Sie bitten, ihr vorläufig von meinen früheren Beziehungen zu der Kunewka nichts zu sagen und auch die Zeitungsnotizen tunlichst diskret zu halten?"

„Ich glaube, daß ich diesen Wunsch bis auf weiteres erfüllen darf."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar."

Düringer schritt nun voran, als er aber die Tür schon geöffnet hatte, kam noch einmal eine leidenschaftlich-schmerzliche Bewegung über ihn. Er warf einen Blick zurück in das Zimmer, das ihm eine stille Heimat gewesen war, wandte sich ab, um sein aufquellendes Gefühl zu verbergen, legte die Hände um den Pfosten der Tür, als wenn er Abschied nähme von einem lebenden Wesen, und preßte die Stirn gegen das Holz. Ein Beben ging durch seinen Körper, doch dauerte die Erschütterung nur ganz kurze Zeit. Gleich nahm er sich wieder zusammen und schritt stumm hinaus.

Mit bleichem, starrem Gesicht stand Hedwig mitten in ihrem Boudoir, als die beiden Herren eintraten. Sie las etwas Furchtbares in den Zügen ihres Mannes, aber sie bewahrte Fassung und ruhig-vornehme Haltung.

„Ich muß für einige Zeit von dir Abschied nehmen, liebe Hedwig. Dieser Herr hier hat vom Staatsanwalt den Auftrag, mich in Untersuchungshaft zu nehmen."

Nun wankte die Frau doch, aber nur für einen Augenblick, dann stand sie wieder fest wie zuvor. Zu sprechen vermochte sie noch nicht.

„Ist Elli da? Wir wollen ihr sagen, daß ich verreisen muß. Rufe sie her — bitte, sei so gut."

Hedwig neigte nur den Kopf und ging hinaus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder, das Kind an der Hand führend.

„Vater, du willst verreisen? Mutter hat mir schon gesagt."

„Ja, ich muß verreisen. Jetzt gleich."

„Warum denn so schnell? Du hast uns ja gar nichts davon gesagt. Gehst du mit diesem Herrn?"

„Ja, Kind, er begleitet mich. Leb' wohl, mein Liebling, leb' wohl!"

Er hob das Kind in die Höhe, um es für ein paar Augenblicke fest an sich zu pressen.

„Du kommst aber doch bald wieder, Vater, nicht wahr? Du mußt bald wiederkommen — sonst muß Elli weinen."

„Bald — hoffentlich — so bald als möglich. Geh nun, geh zu Fräulein hinaus. Ich habe noch mit Mutter zu sprechen."

„Leb' wohl, Vater. Und bald, bald wiederkommen!"

Als Elli draußen war, faßte Düringer die Hände seiner Frau.

„Wir wollen es uns nicht schwer machen, Hedwig. Es ist ein unglückseliges Mißverständnis. Ich habe dir gesagt, daß ich unschuldig bin; halte dich daran."

Bebend nahm Hedwig seine Hände fest in die ihren.

„Ich will mich daran halten . Wenn ich nur etwas tun könnte, nur etwas für dich tun —"

„Du tust schon viel für mich, liebe Hedwig, wenn du fest an mich glaubst. Darum bitte ich dich."

Antworten konnte sie nicht, aber ihm zunickend sah sie mit weinenden Augen ihn an.

„So, Herr Kommissar, ich bin bereit. Verzeihen Sie, wenn ich Sie aufgehalten habe."

„Mir bleibt leider noch eine unangenehme Pflicht. Ich muß noch hier bleiben, um eine Haussuchung vorzunehmen."

„Haussuchung? Bei mir?"

Ein stolzer, finsterer Ausdruck ging über Düringers Gesicht aber nur für einen Augenblick. Dann fand er Fassung auch für diese neue Demütigung.

„Tun Sie, was Ihres Amtes ist. Hier sind meine Schlüssel, kommen Sie."

„Draußen im Treppenhause warten zwei von meinen Beamten in Zivil. Ein Wagen steht unten. Ich möchte Sie bitten, sich von den Beamten in die Untersuchungshaft begleiten zu lassen. Dann brauchen Sie dem unangenehmen Schauspiel der Haussuchung nicht beizuwohnen."

(Fortsetzung folgt)

Seidelbast.

Skizze von Alfred Petto.

Was liegt darin, daß ein Mensch seine Seele aushaucht und nicht mehr lebt und atmet! — Tausende sterben Tag für Tag und werden sterben, so lange neue geboren werden. Ein Menschenleben ist wertlos und wohlfeil wie Brombeeren . . ., dachte Seidelbast, der Landstreicher.

Was fühlte er zum Beispiel jetzt, während er müd und hungrig vor dem Altersheim stand und zusehen mußte, wie sie da im Hofe einen Sarg abstellten und hinein trugen? Nichts, — nur Hunger und Müdigkeit. Er beneidete die alten Männer, die es sich auf den weiß gestrichenen Bänken im Garten behaglich machten, sich reckten und streckten und ihre Pfeifen rauchten; er dachte, herrje, so müßte ich es auch einmal haben.

Vom Hunger getrieben trat er ein. Ging über die Kieswege an den duftenden Rosenbüschen vorüber und sprach einen der alten Graubärte an, ob man hier etwas zu essen bekommen könne, wenn er es vielleicht wüßte? Der Alte blinzelte an ihm hinauf. „Was fragst Du mich?" knauzte er und wies zur gegenüberliegenden Tür.

Als Seidelbast darauf das Haus betrat, schlug ihm Karbolgeruch entgegen, der in ihm die bestimmte Vorstellung von Wunden und weißgeschürzten Aerzten wach rief. Er gelangte in den langen, weißen Flur, rechts und links Tür an Tür und am Ende eine Veranda, deren Blumen und Efeublätter ein blaßgrünes Schimmern ausstreuten.

Ein Krankenwärter sprach ihn an, er brachte seine Bitte vor und setzte hinzu, während seine Stimme leiser wurde: „Ich bin schon zweiundfünfzig Jahre alt!" Der Wärter sah ihn mit Augen an, die an seinem Alter nichts Besonderes zu finden hatten, und zeigte auf die Tür, vor der sie eben standen. Seidelbast klopfte an, dann trat er ein. Eine kleine, rundliche Schwester kam ihm entgegen, die unter dem weißen Häubchen ein nicht viel weniger weißes Haar trug und eben einen großen Karton auspackte. Sie sah den Landstreicher freundlich nickend an. „Ich will Ihnen gleich etwas bringen," sagte sie. Sie kramte noch eine Weile, während Seidelbast ihr neugierig zuschaute, dann entfernte sie sich und kam mit einem Teller voll dampfender Suppe und einigen Schnitten Brot zurück Der Teller war verbeult; doch Seidelbast war an solche Teller gewöhnt. Wenn sie nur Erquickliches enthielten! Schlürfend aß er die Suppe. Ob er noch eine haben wolle? fragte die Schwester. Seidelbast nickte, er aß auch noch den dritten und vierten Teller; wie ihn das heute schmeckte! Die Schwester blieb in seiner Nähe, Landstreichern kann man nicht trauen.

Seidelbast war satt, herrje, so satt wie selten noch. Sein Gesicht glühte vor Sattigkeit, sein Kinn glänzte vor Fett. — So jetzt hier sitzen können, den ganzen Tag, den Abend, die lange, lange Nacht; nur den Kopf ein wenig auf den Tisch vor sich legen und schlafen . . . denn wohin sollte er, der Heimatlose, Unstete, Vagabund, wohin?

Die Schwester fragte: „Nun, hat's geschmeckt?" Seidelbast hörte das nicht, er sah mit einem Male wieder den Sarg und dachte an den Toten, den sie hinein betten würden; wie lange der wohl schon hier war und — vielleicht war der noch keine zweiundfünfzig Jahre alt, er sah ihn darin liegen, im Sarg, fahl, eingefallen, still und sanft, wie Tote schlummern, und darüber grübelte er nach, und einmal sagte er: „Ich bin schon zweiundfünfzig Jahre alt, — es ist ja noch kein Alter, meine ich, aber die böse Gicht, den ganzen Tag müd und schlapp, und der Husten — — Wenn ich es auch einmal so hätte wie die dort unten auf den weißen Bänken . . .!"

Die Schwester hörte ihm andächtig zu und meinte dagegen: „Wollt Ihr Euch nicht einmal setzhaft machen, . . . bei den Kindern oder einem Eurer Geschwister?"

Ach, dachte Seidelbast, wo habe ich denn Kinder, ich bin wurzellos, einsam wie ein gestürzter Baum. Der einzige, der noch zu mir gehört, der Matthias, — ist selbst ein Landstreicher . . . Und er kargte hervor: „Am besten wäre es in einem Altersheim, da ist es gut!"

Darauf meinte die Schwester ein wenig grob: „Wie gesagt, bei uns ist alles besetzt, wir haben mehr, als wir eigentlich haben sollten, ja."

Seidelbast dachte, nun tut sie, als habe sie's mir schon gesagt, ei, da fiel ihm aber wieder etwas ein, der Sarg. Da war doch einer gestorben, der ein Bett und einen Stuhl und ein Plätzlein am Tische gehabt hatte, das nun alles frei war, — er meinte schüchtern: „Und ich habe da eben einen Sarg gesehen, da ist doch gewiß ein Alter gestorben, für den ich vielleicht das Plätzlein haben könnte."

„Ach der!" erinnerte sich die Schwester. „Ja, das stimmt. Habt Ihr den Sarg gesehen?"

„Ja, ich hab' den Sarg gesehen," schwatzte Seidelbast.

„Ja —!" machte die Schwester. „Das war nämlich der alte Seidelbast . . ."

Da riß er die Augen auf. Wie hatte sie gesagt? Seidelbast? — Er blickte die Schwester an. Seidelbast hatte sie gesagt. Das ging ihm nicht in den Kopf. „Wie — wie heißt er noch?" stotterte er verwundert.

Die Schwester: „Seidelbast, — natürlich!"

Da saß er lange still, die Augen groß und hart geöffnet, den Mund auf, wie abwesend. Die Schwester sah das nicht. Wie konnte sie auch wissen, was in Seidelbast vorging, — daß er auch Seidelbast hieß, wie jener Strauch übrigens, der schon im März zarte rote oder blaue Blüten trägt, längst ehe seine Blätter kommen. Und daß der andere sein Bruder war.

Die Schwester fragte verwundert: „Fehlt Euch was?"

Auch jetzt gab er kein Wort über die Lippen, wackelte nur mit dem Kopfe und sank in sich zusammen. Wie lange er saß und grübelte? Aber darauf fuhr er einmal hoch, beugte sich vor und sagte mit hohler Stimme: „Wenn ich ihn einmal sehen könnte, den Seidelbast!"

„Den Seidelbast?"

„Ja, — den!"

Sie führte ihn hinauf. Zögernd trat er ein, die Sonne zitterte auf den glatten Fliesen auf dem Boden, eine Fliege summte . . .

Was liegt eigentlich an einem Menschenleben? — Was ist es nur immer wert, daß es so arm und getreten und alt und still da in den Brettern des Sarges zwischen ein paar Blumen und Kränzen und unter dem fahlen, knisternden Leuchten der Kerzen vor uns liegen muß! — Himmel, dachte Seidelbast, wenn man die gelben, eingefallenen Backen beleben könnte, wenn man die Augenlider da aufheben und die erloschenen Sterne darunter blank und lebend reiben, ach, wenn man doch nur den ganzen morschen, welken Menschenleib da wach rufen, wach betteln, wach weinen könnte, als sei er nur im tiefen Schlummer versunken und vergraben, und ihm ins Ohr flüstern könnte: „Da bin ich doch, — sieh mich doch an, lieber, lieber Bruder!"

Daß er nur ein einziges Mal, eine einzige winzigkleine Minute voll warmen Lebens wäre und die Augen aufschlüge und lächelte . . .

Was ist das Leben doch mannigfaltig, was ist es kostbar und teuer, soviel Fäden gehen von ihm zu uns anderen, soviel Leben erstirbt mit ihm, wenn sich dann nur ein Paar Augen schließen.

Seidelbast sah auf den toten Bruder herab, ein Zittern ging durch seinen Bart, seine Hände hoben sich irgendwie, und er sagte: „Das ist der Matthias, — der da!"

Was wußte die Schwester, wie ihm war! Gleichgültig forschte sie: „Kennt Ihr ihn?"

Ob er ihn kannte, selbst nach zwanzig Jahren und mehr, die sie voneinander waren, und selbst in den Farben und Linien des Todes. „Ja," sagte er, „mein Bruder . . .!"

„Ei was!" verwunderte sich die Schwester, und ihr Auge wurde ein wenig trüb und ihre Stimme verschleiert. „Das ist ein Zufall, ein komischer Zufall, sich so wiederzusehen, nach soviel Jahren, — du liebe Vorsehung!" Seidelbast stand regungslos, — er wußte nicht, daß er schon eine Stunde da stand, so starr wie ein Stein . . . Die Schwester kam nach einer Weile wieder, sie nahm ihn am Arme, wie man einen Kranken anfaßt, und sagte: „Wenn das so ist, Seidelbast, so dürft Ihr hier bleiben, ich habe darum gesprochen!"

Seidelbast griff nach seiner Mütze, die Augen waren ihm feucht, er ging unsicher. Das Knistern der Kerzen, das Mückengesumme und alles hier in dem dämmrigen Zimmer ergriff ihn eiskalt. Er schüttelte den Kopf. Ich mag da nicht weiterleben, dachte er bitter, wo er gestorben ist. Und er sagte: „Vielleicht komme ich einmal doch!"

Die Schwester tat verwundert: „Aber warum denn nicht, Ihr rückt einfach an seine Stelle, er ist doch Euer Bruder gewesen!" Seidelbast drehte verlegen die Mütze in den Händen, grübelnd sah er unter sich und kaute an den Lippen, dann sagte er leis: „Es, — liegt so viel darin, wenn einer stirbt . . ."